

BERT G. FRAGNER

Kulturkontakt und Kulturtransfer entlang der Seidenstraße

Ein Langzeitphänomen der eurasischen Geschichte

**Rede gehalten zum Dies Academicus
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 17. November 2000**

Dieser Beitrag ist von mehreren Intentionen geprägt. Zum Einen möchte ich einen Beitrag zur Theorie des Kulturkontakts liefern. Darüber hinaus liegt mir daran, ein Plädoyer für einen erweiterten Kulturbegriff einzulegen, der vor allem Gesichtspunkte der Alltags- beziehungsweise der so genannten materiellen Kultur berücksichtigt. Insbesondere bei der Frage nach der Beschaffenheit der Vehikel von Prozessen von Kulturkontakten und Zivilisationstransfers ist m. E. wichtig, nicht nur auf die Übernahmeformen von geistigen Produktionen – Weltanschauungen, Religionen, philosophischen Lehren und derlei mehr – zu schauen, sondern die Aufmerksamkeit auch auf die weniger bewusst übernommenen Kulturgüter zu richten, die durch Handelsaktivitäten, politische Entwicklungen und durch Völkerwanderungen, vor allem aber in sehr langen Zeiträumen diffundieren. Schließlich sollen gerade vor dem Hintergrund dieser Langzeitlichkeit an Hand des eurasischen Großkontinents – wobei durchaus zeitweilig auch Nordafrika, also die südliche Mittelmeerküste, berührt werden mag – Aspekte von vormodernen Vorläufern dessen, was wir neuerdings Globalisierung nennen, bis in frühgeschichtliche Epochen zurückverfolgt werden. Wenn sich schließlich der Gedanke aufdrängen mag, dass eventuelle besondere Identitätsmomente Europas weniger in der Einzigartigkeit dieses Erdteils begründet sein mögen, sondern in seiner langzeitlichen Einbettung in eine mindestens bis in das frühe Altertum zurückreichende eurasia-

tische Gesamtstruktur, deren Verbindungslinien sich mit der Zeit immer deutlicher heraus zu stellen scheinen, so ist das durchaus meine Absicht. Es waren nicht nur die frühen Indoeuropäer, die von allem Anfang an sowohl eine innerasiatische wie auch eine europäische Komponente aufwiesen. Zu viele Kulturelemente zwischen Europas atlantischen Zonen und der pazifischen Küste Ostasiens sind raumübergreifend, als dass daraus nicht die Berechtigung abgeleitet werden könnte, neben den Differenzen in dieser kontinentalen Landmasse auch nach den langfristig übergreifenden Gemeinsamkeiten und Analogien zu fragen.

Es werden also die Fragen nach der Beschaffenheit von Kulturtransfer als einem komplexen langzeitlichen Prozess von Austausch, Weiterreichung und Entgegennahme verbunden mit der revisionistischen Kritik an europazentrischen Sichtweisen und mit der Aufforderung, Fragen der materiellen und der Alltagskultur mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als das weithin üblich ist.

Ich erlaube mir, in mein Thema mit einem Kochrezept einzusteigen. Das mag für manche überraschend erscheinen, aber der Zweck liegt darin, die soeben dargelegten Erwägungen zu illustrieren und argumentativ zu stützen.

Einen aus Weizenmehl, Eiern und Wasser gekneteten Nudelteig flach walzen – das Weizenmehl kann durch Reismehl ersetzt werden. Je nach gewünschter Größe mit einem geeigneten runden Gefäß Teigkreise ausstechen, diese mit einem löffelgroßen Stück Fülle belegen, zusammenklappen, Täschchen formen und in sprudelnd kochendem Wasser garen, servieren.

Bisher könnte es sich um *ravioli* oder *tortellini* handeln, ferner um Kärntner Kasnudeln, Tiroler Schlutzkrapferl, schwäbische Maultaschen, aber auch – je nach Fülle – um polnische *pierozki*, sibirisch-russische *pelmeni*, türkische *mantı* oder Ähnliches. Sollten sie nicht gekocht, sondern im Dampf gedünstet worden sein, könnten es auch usbekisch-tadschikisch-ughurische *mantu* aus Mittelasien sein oder mongolische Fleischtäschchen, oder chinesische *mandou*, die in der Größe von zwei bis etwa fünfzehn Zentimeter Durchmesser variieren können. Ersetzten wir bei den Dimensionen der letzteren die Nudelmasse durch einen Teig aus Kartoffeln, wären wir bei den sogenannten Mühlviertler Fleischknödeln in Oberösterreich gelandet, die sich neben dem Kartoffelteig allenfalls durch die Verwendung von Geräuchertem für die Fülle von ihrem chinesischen Counterpart unterscheiden.

Wir können noch einen Schritt weiter gehen: Nach dem chinesischen Vorbild dafür nennen die Japaner eine nah verwandte Speise *gyoza*, die dann allerdings weder in kochendem Wasser, noch im heißen Dampf gegart, sondern in einer Pfanne herausgebraten und dann gar gedämpft wird. Das gleiche Modell ist ebenfalls weiß Gott wo in der Welt anzutreffen, wobei wiederum der Inhalt variieren und die Hülle entweder aus Nudel- oder Hefeteig gestaltet werden mag: *samosa* heißt das in Indien, *samsa* in Mittelasien, *sambusaj* nennen es die Araber. All das ist schon vor 1500 Jahren im inzwischen ausgestorbenen Mittelpersischen durch den Begriff *sambosag* belegt. Im Russischen konstituiert das eine besondere Form der schon erwähnten Pirogen, im Spanischen sprechen wir von *empanadas*.

Auch für diese gebratenen Teigtäschchen können wir ein breites Band über den Globus ziehen: von Japan und China durch Zentral- nach Vorderasien, von dort aus den Subkontinent einschließend, dann über das arabische Nordafrika weiter bis zur Iberischen Halbinsel und über die atlantischen Handelsrouten der Portugiesen und Spanier bis weit ins Lateinamerikanische hinein!

Handelt es sich bei dieser Kaskade von Rezepten um die Veranschaulichung der Kreativität des menschlichen Geistes, der es sich nicht nehmen lässt, an unterschiedlichsten Stellen dieser Welt Ähnliches oder gar Gleiches zu erfinden? Oder sind die diversen Ausprägungen der „Gefüllten Nudeln, Klöße oder Knödel“ zwischen Japan und Italien bzw. Südamerika gewissermaßen archäologisch zu interpretierende Überreste eines in Zeit und Raum weitausgreifenden Kulturtransfers, der über mehr als zwei Jahrtausende die Welt des Mittelmeers mit dem Fernen Osten in Kontakt gebracht hat, lange bevor die beiden Kontaktpartner realiter und bewusst voneinander Kenntnis genommen haben?

Ich plädiere für Letzteres und wende mich dem Begriff der Seidenstraße zu. Wie ich hoffentlich mit meinen bisherigen Beispielen vorführen konnte, scheint diese Seidenstraße ja wortwörtlich in „aller Munde“ zu sein, wenn wir all die Tortellini, Pirogen, Empanadas, Maultaschen und so weiter als Zeugen eines langzeitlichen kulturellen Vermittlungsprozesses zwischen Ost und West betrachten.

Jahrtausende hindurch verbanden die zahlreichen Verkehrswege dieser Seidenstraße, die ja nicht etwa eine einzige, definierte Route, sondern vielmehr ein dichtes und ausgedehntes Netz von transregionalen Karawanenstraßen und -wegen war, den Fernen Osten mit den Küsten des östlichen Mittelmeers und Europa und fungierten als Träger des Kulturtransfers in der vormodernen Alten Welt. Durch

iberische Vermittlung wurde dieser Transfer vom 16. bis zum 18. Jahrhundert über den Atlantik in den amerikanischen Kontinent getragen.

Das bedeutet natürlich nicht, dass die jeweiligen Rezipienten dieser Transferprozesse das jeweilige Ausgangsprodukt in kollektivem Bewusstsein über seine eigentliche Herkunft entgegengenommen haben, wie das heute in vergleichbaren Fällen mit großer Wahrscheinlichkeit der Fall wäre. In unseren Tagen etwa ein chinesisches Gericht zu rezipieren, bedarf keiner Seidenstraße mehr – die entsprechende Speise wird im „chinesischen Restaurant um die Ecke“ konsumiert oder auf einer bildenden Urlaubsreise entdeckt. Hier gibt es nichts zu rekonstruieren, und es schieben sich keine verfremdende Vermittlungsfaktoren zwischen Ursprung und Rezipienten hinein.

Den vormodernen Kulturtransfer, dem wir viele unserer heute noch akzeptierten, in vielen Fällen als ureigen verstandenen Kulturstandards verdanken, müssen wir uns anders vergegenwärtigen: Der direkte Vorgang der Übernahme ist die Ausnahme. Als Randbemerkung erlaube ich mir den Hinweis darauf, dass solche vermittelte Transferabläufe heute keineswegs aus unserer kulturellen Welt verschwunden sind, aber die zunehmende direkte Übernahme ist sicherlich ein Indiz für das heute oft beschworene Phänomen der verbal allgegenwärtigen Globalisierung.

Wir müssen uns den vormodernen Kulturtransfer – auch an der Seidenstraße – als kulturvermittelnden Faktor etwa so vorstellen wie eine der langen interurbanen Zugverbindungen, die die Deutsche Bahn heutzutage als IC-, EC- oder ICE-Verbindungen konstituiert hat. Denken wir als Beispiel an die wegen ihres langen meridionalen Charakters besonders illustrative ICE-Verbindung München-Berlin-Hamburg-Kiel (bzw. umgekehrt).

Kaum jemand fährt die ganze Strecke von einem Ende zum anderen, also von München nach Kiel bzw. in die andere Richtung. Die Passagiere sind zum größten Teil an kürzere, überschaubare Teilstrecken gebunden, innerhalb derer sie sich bewegen. Sollte ich also von der bayerischen Hauptstadt München an meinen Standort Bamberg in Nordbayern – in Franken – fahren wollen, dann werde ich zwar im Zug einen Fahrplan vorfinden, der spätestens über Berlin hinaus mir unbekannt Zwischenstationen enthält, aber um mich herum sitzen kaum Reisende nach Hamburg oder gar nach Kiel. Ich selbst würde mich bei der angegebenen Strecke ausschließlich auf bayerischem Boden bewegen. Bei der Weiterreise nach Berlin werden im thüringischen Saalfeld, viele Leute zusteigen, von denen diese Linie als die typische Eisenbahnader Thüringens schlechthin erlebt wird, die einen nach Jena

und Naumburg und schließlich in die sächsische Metropole Leipzig bringt. Mit Leipzig wird mein Zug zum Inbegriff Sachsens, und der Umstand ist unabweisbar, dass er – dieser Zug – vor allem dazu da ist, reiselustige Sachsen in die Hauptstadt Berlin zu bringen. Will da schon jemand nach Kiel? Noch immer kaum. Ich habe mir übrigens schon bei dem Studium der Sitzreservierungen meine These über die abschnittshaften Nutzung der Gesamtstrecke bestätigt!

Endlich: Berlin. Darüber hinaus habe ich diesen Zug noch nie in Anspruch genommen, alles Weitere ist also bare Vermutung. Zwischen Berlin Ostbahnhof und Bahnhof Zoo begegne ich zum ersten Mal jenem bisher nur geahnten Menschen-schlag, der auf meinem Zug tatsächlich nach Hamburg oder gar nach Kiel reisen will! Das kurze Stück zwischen Berlin Ostbahnhof und Zoo bietet noch Möglichkeiten zur Kommunikation mit diesem neuen Typ Mensch: Man kann etwa den Nachbarplatz, auf dem bisher die Aktenmappe ruhte, an so jemanden „Neuen“ übergeben. Wenn ich aber am Bahnhof Zoo aussteige, erlebe ich flüchtige Begegnungen wie einst Karawanenreisende in Innerasien: Im Aussteigen kreuzen sich meine Wege mit denen, die nunmehr zuhauf meinen Zug, meinen Waggon erklimmen und dann über Spandau in eine unbekannte Welt entschwinden – in eben dem Zug, den ich bisher je nach dem als die typisch bayerische Meridionalachse, als die typisch innerthüringische Verbindungslinie, den typisch sächsischen Metropolanzug erlebt habe, der für mich von Bamberg her selbstverständlich der Berlin-Zug schlechthin ist und der jetzt von Berlin weg in die mecklenburgische Fremde zieht ...

Selbst das Transportpersonal wird dazwischen in Etappen ausgetauscht. Die amtlichen Zungenschläge klingen jeweils anders, wenn sich Sprecher der „neuen Zugteams“ vorstellen und neue Schaffnerinnen sich nach dem Fahrschein erkundigen.

Dennoch finden manche ihren Weg von dem einen bis an das andere Ende. Das gilt nicht nur für den zur Veranschaulichung beschriebenen Zug, sondern auch für den Ablauf wesentlicher Transferprozesse im eurasiatischen Kontinentalraum. Die Zwischenstationen sind es in vielen Fällen, deren Kenntnis wiederum die Außenstellen miteinander gemeinsam haben, ohne notwendigerweise einander direkt in Augenschein genommen zu haben. Es mag also entlang der Stationen so manches Kulturgut gar nicht mehr unter der Kennmarke seiner eigentlichen Herkunft bekannt geworden sein, sondern eher als charakteristisch für den Übermittler.

Deshalb sind *tortellini* und *ravioli* für uns grundsätzlich italienischer Herkunft und nicht chinesischer, und wenn keine Tomaten dabei sind, halten wir derlei Dinge

unter Umständen sogar für typisch heimisch (zum Beispiel schwäbisch)! Wenn engagierte Türkeireisende die dortigen *manti* als kulinarischen Geheimtipp kennen gelernt haben, werden sie darin meistens eher die über das Mittelmeer perzipierte türkische Variante der italienischen Vorbilder vermuten als umgekehrt! In Wirklichkeit tragen aber schon die *manti* eine unmittelbar auf das chinesische *mandou* zurückzuführende Bezeichnung. Zwischen dem Bosphorus und dem Gelben Meer liegen aber immer noch die usbekisch-tadschikischen *mantu*, die allerdings in Zubereitung und Gestaltung schon viel näher am ostasiatischen Grundmuster liegen als ihre gleichbenannten anatolischen Nichten und Neffen! Ungeachtet dessen werden in Mittelasien die *mantu* mindestens im gleichen Ausmaß als echt einheimisch und urverwurzelt verstanden wie in Mitteleuropa die Maultaschen, Schlutzkrapferl und Kasnudeln im Schwäbischen, in Tirol oder am Kärntner Wörthersee.

In diese vormoderne Kulturvermittlungs-Rallye hat noch im Altertum auch der Subkontinent die Kultur Indiens eingebracht, entweder über Verbindungen aus dem Indus über den Hindukusch bzw. das südafghanische Bergland nach Nordwesten, oder über die Karakorumpforte bzw. Westtibet nach Nordosten. Die für China späterhin so bedeutsame Kenntnis des Buddhismus drang dorthin unter anderem auch auf dem Weg von Indien über das heutige Afghanistan vor – es wird später noch darauf zurück zu kommen sein.

Nicht nur Fleischtäschchen und Maultaschen reisten in den letzten zweitausend Jahren (und mehr) entlang der Seidenstraße aus dem Fernen Osten in den mediterranen und schließlich europäischen Westen: Die Geschichte von Agrikultur und Ernährung, so zentral und entscheidend für die Entwicklung der Menschheit in der schon skizzierten Zeitspanne von der sogenannten neolithischen bis zur industriellen Revolution, hat sich ganz besonders das kontinental-eurasiatische Verbindungsband zu Eigen gemacht: eben die besagte Seidenstraße.

Bleiben wir noch ein wenig beim Essen und Trinken: Der berühmten russischen Afghanistan-Expedition von 1929 und dem daran beteiligten Genetiker Vavilov (er ist in den Dreißiger Jahren der bizarren stalinistischen Schule der Biologie zum Opfer gefallen, die unter der Bezeichnung Lyssenkoismus bekannt geworden war) ist die Erkenntnis zu verdanken, dass der nordostiranische Raum, Afghanistan und hier wiederum das antike Baktrien die Urheimat des Weizens gewesen sein könnte. Andere sprechen allerdings von Ostanatolien, also vom westlichen Rand des Iranschen Hochlandes. Von hier aus breitete er sich als Ernährungsgrundlage für viele Völker dieser Welt aus. Auf seiner Grundlage entstand entlang der westlichen Sei-

denstraße und den von ihr beeinflussten Gebieten Europas Brot als Basisnahrungsmittel und vermeintlicher Ursprung jeglicher erfolgreicher kulinarischen Kultur. In der östlich des Tien-Schan-Gebirges gelegenen Kulturlandschaft China wurzelte sich eine andere Kategorie der kulinarischen Weizennutzung ein: die Nudel und all ihre Derivate! In würmigem, geschnittenem oder gefülltem Zustand sollte sie von dort die schon zuvor eingeschlagenen Wege nach Westen zurück beschreiten und die Weizennutzung über die Brottechniken hinaus auch durch Nudeltechnik befördern!

Die Wanderungen von Nahrungsmitteln in der Geschichte Eurasiens zu verfolgen, ist reizvoll, weil auf diesem Gebiet die agrarischen Kulturen der Alten Welt besonders empfänglich gewesen waren und an ihrer Diffusion das Ausmaß von vor-modernem Kulturtransfer besonders deutlich ablesbar wird. Natürlich gibt es auch noch andere Parameter. Einer davon ist die technische Innovation. So ist auf den abflusslosen Hochebenen des Iranischen Hochlandes – also grob gesagt, auf dem Boden der heutigen Staaten Iran und Afghanistan – im frühen Altertum ein spezielles Bewässerungssystem entstanden, das durch Einsatz unterirdischer Kanäle an Berghängen saisonales Schmelzwasser auffing und auf naturschonende Weise das ganze Jahr hindurch kontinuierlich zur Nutzung abgab. Diese fortgesetzt zu wartenden und zu reparierenden unterirdischen Anlagen waren und sind als *kariz* oder *qanat* bekannt und haben schon vor Jahrtausenden ihren Weg in ferner benachbarte Areale gefunden, etwa in die Steppen und Wüstenlandschaften der heutigen chinesischen Provinz Xinjiang, aber auch nach Oman auf der Arabischen Halbinsel, ja sogar bis nach Mitteleuropa, wie das Beispiel des in Luxemburg liegenden Raschpétzer-Qanats belegt.

Wir finden aber auch andere eurasiatische Gemeinsamkeiten sehr früher Herkunft, die sich parallel zu dem Austauschsystem Seidenstraße – sozusagen entlang einer anderen Zugverbindung – vor langer Zeit etabliert haben. Ein Beispiel ist die Verwendung des uralten Getreides Buchweizen: Von den Kelten der atlantischen Küste über Polen, Russland und Sibirien reicht seine Verwendung bis nach Nordchina, vor allem aber nach Japan, wo er – wie auch in der Bretagne – als sehr traditionelles, auch wiederum als ureigen reflektiertes Nahrungsmittel neben dem Reis gilt.

Ein weiterer Indikator für solche transkontinentale Transferverbindungen im Norden ist die Konservierung pflanzlicher Produkte durch Milchsäuerung. Der bekannteste Fall hierfür ist unser Sauerkraut. Wir können eine Sauerkrautzone von

der elsässischen *choucroute* wiederum über Mitteleuropa, Polen, Russland bis zum koreanischen Kimtschi am Pazifik konstruieren! Ähnlich wie Sauerkraut als eines der allertypischsten Komponente „deutschen“, aber auch polnischen und russischen Essens gilt, so ist besagtes *kimtschi*, eine scharf gewürzte und olfaktorisch herausfordernde Variante des Sauerkrauts, das Selbsterkennungessen der Koreaner schlechthin!

Zurück zu den Bedingungen des kulturellen Transfers entlang der Seidenstraße: Unter den Rahmenbedingungen des Islams, also nach dem 7. Jahrhundert, wurde der räumliche Transfer und Austausch erheblich befördert. Während der belgische Historiker Henri Pirenne in seiner klassischen Studie „Mahomet und Karl der Große“ einst die These aufgestellt hatte, durch die Ausbreitung des Islams sei der vormals durch die *Pax Romana* geeinte Mittelmeerraum geteilt und dessen südöstlicher Teil von den Segnungen des Christlichen Abendlandes abgeschnitten worden, hat der kanadische Botanikhistoriker Andrew Watson die provokative rhetorische Frage gestellt: „Islam – A Green Revolution?“ Nach ihm bot gerade der islamische Binnenmarkt in den ersten fünf bis sechs Jahrhunderten des Islams Voraussetzungen für eine weitaus raschere Beschleunigung des Kulturtransfers, als er vor dem 16. oder 17. Jahrhundert jemals irgendwo in der Welt wieder einsetzen sollte. Der politischen Ausdehnung islamischer Kultur innerhalb zweier Jahrhunderte ist es nach Watson zu danken, dass sich etwa der Weizen von Transoxanien und Iran bis Spanien schlagartig durchsetzte, bis zur nordwestlichen Mittelmeerküste aber viel mehr Zeit brauchte. Eingebettet in dieses Kommunikationssystem Islam hat sich übrigens auch das vorhin erwähnte Bewässerungssystem aus Iran nach Nordwestafrika, auf die Iberische Halbinsel und nach dem 16. Jahrhundert sogar bis Mexiko (!) weiter verbreiten lassen!

Spinat, Rhabarber (beide aus Ostasien), Auberginen (vermutlich aus Indien) und derlei mehr sind hier gleichfalls zu nennen. Vor allem ist ohne diese islamische Transferbeschleunigung die Geschichte des Reiskonsums auf unserer Welt nicht zu denken. Er wurde in islamischer Zeit bald über die Gestade des östlichen Mittelmeers entlang der islamisch dominierten nordafrikanischen Küste bis nach Andalusien weiter vermittelt, entlang des gleichen Weges, den auch der Safran vom ostpersischen Chorasán auf die Iberische Halbinsel nahm. Spanien sollte später, in der frühen Neuzeit, die Drehscheibe einer weiteren Reisverteilung auf der Welt werden: ins nördliche Italien einerseits und nach Amerika andererseits. In the long run: Keine *Paella* ohne vorherige islamische Vermittlung von Reis und Safran! Kein

Uncle Ben's ohne die islamische Beschleunigung des Kulturtransfers an der Seidenstraße zwischen dem 8. und dem 13. Jahrhundert!

Die islamische Zivilisation als Transferbeschleuniger ist aber auch anhand der Verbreitung der Papierherstellung festzustellen. Für eine Zeit Jahrhunderte später haben Sozial- und Kulturgeschichtler, nicht zuletzt auch historisch arbeitende Volkskundler, die sich mit der frühen europäischen Neuzeit befassen, die sozialgeschichtliche Erkenntnis popularisiert, wie intensiv der qualitative, innereuropäische Kultursprung gewesen sein musste, der sich innerhalb weniger Jahrzehnte nach Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern nördlich, südlich und westlich der Alpen ereignet hatte. Nicht wenige Gelehrte haben den technisch-modernistischen Aufstieg Europas in den Jahrhunderten seither, gipfelnd in der heute noch diagnostizierten Überlegenheit des Westens insgesamt, ursächlich besonders eng mit der Entfaltung des Buchdrucks und der dadurch ausgelösten medialen Entwicklung der west- und mitteleuropäischen Gesellschaft in Zusammenhang gebracht. Ich will diesen Gedanken hier nicht vertiefen, möchte es mir aber nicht nehmen lassen, entsprechende Überlegungen auch im Zusammenhang mit der Verbreitung des Papiers in der Islamischen Welt anzustellen und auf früh und hochmittelalterliche Verhältnisse dortselbst anzuwenden:

Halten wir zunächst einmal fest, dass die Verbreitung des Papiers im islamischen Einzugsbereich in außerislamischen Ländern diesseits Ostasiens nicht ihresgleichen hatte. Hier wurde vielmehr noch lange Zeit auf Pergament, also aufwendig behandelte, tierische Haut als Beschreibmaterial gesetzt, ganz im Gegenteil zu der sich rasant beschleunigenden, benachbarten Papierkultur in der Islamischen Welt, *nota bene* nach chinesischem Vorbild.

Das brachte einen Effekt mit sich, dessen wir uns im interkulturellen historischen Vergleich selten bewusst werden: Das Gesamtaufkommen von Handschriften war im Islamischen Orient viele Jahrhunderte hindurch um ein Vielfaches höher als im Europa vor Gutenberg. Papier war vergleichsweise billig, und es bestand kein gravierender Mangel daran. Die arabische Schrift ist schnell zu schreiben – sie ähnelt in der Schreibtechnik der modernen Stenographie – und viele Handschriften waren einfache Textabschriften ohne ästhetischen Anspruch. Textzirkulation, Lesehäufigkeit und Schreib- und Lesefähigkeit lagen während des Hochmittelalters bei unseren islamischen Nachbarn wesentlich höher als in Europa. Wir können also ein dem Gutenberg-Argument für die Bestimmung der technischen Auslöser

der frühen Neuzeit im Abendland analoges „Beweismittel“ für die Zeit davor zugunsten der Kulturbewertung des Islams einsetzen.

Auch Mode- und Gebrauchswaren wurden auf der Seidenstraße Jahrtausende lang von Ost nach West befördert: Ein bestimmter Typus chinesischer Porzellanware wurde über Jahrhunderte hinweg speziell für den in islamischen Ländern verbreiteten Geschmack hergestellt: Die sogenannte Blau-Weiß-Ware, weißes Porzellan mit blauer Bemalung, das mit großem Bruchrisiko, also teuer, nach genauer Musterbestellung von China nach dem Vorderen Orient auf Reisen ging. Diese islamische Chinoiserie hatte ihre Wirkung auf die Zivilisation des Westens: Portugals weithin bekannte Wandverkachelungen, die sogenannten *azulejos* (ein ursprünglich persisches Wort), sind ein im Westen Europas gelegener Reflex, der schließlich auch Länder wie Mexiko oder Brasilien erreichte. Auch das Meißener Zwiebelmuster sowie die berühmte Delfter Keramik folgten dem Vorbild der sino-islamischen Blau-Weiß-Mode.

Mit großem Aufwand – und zu hohen Preisen – wurde das kostbare, sehr bruchgefährdete Porzellangut über den Landweg durch Innerasiens Steppen und Wüsten von den Produzenten in Ostasien zu den Konsumenten nach Vorderasien sowie Ägypten und Konstantinopel transportiert. Das war aber nicht der einzige dafür verwendete Transportweg:

Das größte „Lager“ der für die islamischen Konsumenten angefertigten chinesischen Blau-Weiß-Ware befindet sich möglicherweise in gesunkenen Schiffen im Hafen von Brunei auf Nordborneo, aber auch in Wracks an den Küsten der Sundainseln. Von China her kommend, war Brunei eine der ersten Stationen auf einer anderen Verbindungsroute, der neuerdings so genannten „Seidenstraße des Meeres“. Dieser Seeweg verlief folgendermaßen: über die Inseln des Südchinesischen Meeres, zwischen den Sunda-Inseln durch, um die Südspitze Malayas in den Indischen Ozean, an die ostindische Küste, um Indien herum in das Arabische Meer, und hier schließlich entweder in den Persischen Golf oder in das Rote Meer.

Auch diese Meeresverbindung wurde lange Zeit nicht von einer „Endstation“ zur anderen befahren. Auf jeden Fall stellte die Malayische Halbinsel einen Riegel dar, an deren Südspitze durch umfängliche Handelstransaktionen Güter umgeladen wurden.

Die Formierung der Islamischen Welt brachte auch auf dem Gebiet der Seefahrt Beschleunigungs- und Vereinheitlichungsprozesse in Gang. Die Straße von Malakka war der muslimischen Seefahrt kein entfernter Außenposten mehr, son-

dern Bestandteil ihres Binnen-Kommunikationsraums. Die dahinter liegende chinesische Seite wurde den Muslimen bekannt, was wir ja auch an der Ausbreitung des Islams bis zu den Philippinen ablesen. Umgekehrt befuhren Schiffe der chinesischen Ming-Kaiser im 15. Jahrhundert das Arabische Meer.

Als Portugiesen und Niederländer, nach ihnen die Engländer, die Navigation und den Handel auf diesen Routen an sich rissen und alsbald etwa den Gewürzhandel – später auch den Teehandel – dominierten, stießen sie keineswegs ins Nichts vor. Ihre Entdeckerleistung ist nur vor dem Hintergrund zu akzeptieren, dass sie und ihresgleichen von den für sie neuen Küsten und Inseln bis dahin keine Ahnung gehabt hatten, was sie von den lange vor ihnen bereits interagierenden Muslimen, Indern, Südasiaten und Chinesen deutlich unterschied. Vielmehr gliederten sie sich in bestehende navigatorische Strukturen ein, um sie schließlich später einmal fast konkurrenzlos zu dominieren, indem sie vor allem die Schalt-, Kontroll- und Betriebstellen an sich rissen.

Der Universal- und Islamhistoriker Marshall G. Hodgson hat die Malayische Halbinsel bzw. Malaysia als eine zivilisatorische Randzone innerhalb der eurasiatischen Kulturgeschichte beschrieben (eigentlich sogar eine doppelte, von Südwest- und von Ost-Asien her gesehen). Folgen wir Hodgsons Modell von der seit frühgeschichtlichen Phasen seiner Meinung nach kohärent verlaufenden Geschichte Eurasiens, so haben wir solchen „Randzonen“ zwei einander zuwiderlaufende Eigenschaften zuzusprechen: Zum einen bleiben sie über lange Zeit hinweg marginalisierte Peripherie, im günstigen Fall Übernehmer kultureller Initiativen, die von anderswo ausgegangen sind, nicht jedoch selbst Träger von solchen. Zum Anderen haben die Randzonen allerdings die Chance, auf diese Weise Vieles zu sammeln und zu akkumulieren, sodass sie plötzlich durchaus aus dem Schatten der Entwicklungsgeschichte hervortreten können und uns unversehens – vielleicht ein wenig wie der Igel gegenüber dem Hasen in der Fabel – als Ort des Fortschritts und der Entwicklung entgegentreten können.

Nach Hodgson gibt es zwei binnenperiphere Randzonen in Eurasien und zwei außenständige: Binnenperipher sind Malaya auf der Seeverbindung und das Innerste Zentralasien auf dem Landweg. Die äußeren Randzonen, nach Hodgson lange Zeit nachrangig und barbarisch, sind für ihn Westeuropa im äußersten Westen Eurasiens und Korea, Japan etc. im Osten der kontinentalen Landmasse. Malaya sollte noch in vorkolonialer Zeit prosperieren. Die Randzone Japan und Korea entwickelte sich in der frühen Neuzeit, und das von Hodgson polemisch und genüsslich

als dürftig und hinter dem eurasiatischen Standard zurückgeblieben geschilderte Westeuropa hatte bis zum 17. Jahrhundert auf seinen Aufstieg warten müssen! Wenngleich das ganze Modell nur mit Vorbehalten zu rezipieren ist, so müssen wir doch danach fragen, was denn wohl mit seiner vierten Randzone geschehen sein mag, Innerasien?

Wie schon oben einmal erwähnt, hatte durch Innerasien, aus Indien über Baktrien kommend, in der Spätantike der Buddhismus seinen Weg nach Ostasien gefunden. Ausgehend vom Indus treffen wir im pakistanisch-afghanischen Bergland auf die Überreste der buddhistisch-hellenistischen Gandhara-Kultur. Von Afghanistan ging der Buddhismus seinen Weg in das Tarim-Becken und dann in die Turfan-Oase, wo viele Völker iranischer und türkischer Sprachzugehörigkeit sich den Lehren Gautamas anschlossen. Die im März 2001 von bösartigen Fanatikern zerstörten großen Buddha-Statuen von Bamian in Afghanistan legten über viel länger als ein Jahrtausend hindurch von diesem Sachverhalt Zeugnis ab. Für die Chinesen kam Buddha aus dem Westen!

Parallel zum Buddhismus zogen auch andere prophetische Lehren über die Seidenstraße von Westen nach Osten: Schon frühzeitig waren Juden nach Mittelasien gekommen. Auch christliche Religionskundler zogen den Weg ins Innerasiatische: Die Nestorianer verbreiteten sich erfolgreich in Innerasien. Bis ins 14. Jahrhundert gab es südlich des Altai-Gebirges ein nestorianisch-christliches Episkopat.

Auch wenn wir Hodgson sicherlich nicht so weit folgen können, Westeuropa (im Gegensatz zum östlichen und nordöstlichen Mittelmeerraum) vor dem 17. Jahrhundert universalgeschichtlich als ein nichtssagendes, randständig-barbarisches Anhängsel Eurasiens bar jeglicher kulturellen Raffinesse zu sehen, so müssen wir ihm angesichts eines solchen summarischen Blickes auf die innerasiatischen Kommunikationswege und den über sie verlaufenden Kulturtransfer doch eines zugestehen: Eine Reihe von auf europäische Perspektiven zugeschnittenen Urteilen von weltgeschichtlichem Gewicht, Aussagen über Funktionen, Rangordnungen und Folgeerscheinungen von Ereignissen und Kulturen können auf herkömmliche Art nicht mehr gehalten werden. Insbesondere das uns lieb gewordene Bild von Europäern als weltweit wirksamen Kulturbringern, als Erleuchtern und Erhellern von Dunklem und Ruinösem im Rest der Welt sind allenfalls Märchengestalten. Ihre Konstruktion mag der Bemäntelung des Vorgangs der zerstörerischen Aneignung und eigendlichen Neuorganisation unter den Bedingungen des Kolonialismus gedient haben. Selbst die auf Landkarten und in Atlanten heute noch übliche Mer-

katorprojektion, einst erfunden mit dem Ziel, Winkelverzerrungen für die Navigation zu vermeiden, dient heute nur noch einem einzigen, innerwestlichen kulturhygienischen Zweck: Europa als viel größer erscheinen zu lassen, als es flächenmäßig – also in Quadratkilometern ausgedrückt – tatsächlich ist, und ihm gegenüber einen Kontinent wie Afrika, vor allem aber auch Indien eher zu verkleinern. Sobald wir uns dessen erst einmal bewusst werden, sollten wir auch den Erkenntnissschritt tun, nicht alle von uns her gesetzten welthistorischen Urteile in alle Ewigkeit beibehalten zu wollen.

Mit dieser Einladung zum partiellen Revisionismus unserer Vorstellungen von Weltgeschichte (lange Zeit nicht zuletzt auch dadurch geprägt, dass Außereuropäisches weithin für im Weltmaßstab unerheblich verstanden wurde) komme ich zu einem weiteren Thema dieses Vertrags: dem Mongolenreich Tschingis-Chans und seiner Nachfolger.

Rufen wir uns noch einmal Hodgson's Thesen über die „Randzonen“ Eurasiens in Erinnerung: Möglicherweise lange Zeit hindurch von der kulturellen Dynamik der Kerngebiete Eurasiens vernachlässigt, mögen sie – nach Hodgson – zu bestimmten Zeiten selbst Führungsfunktionen übernehmen. Das moderne Westeuropa, aber auch Japan sind nach Hodgson die einschlägigen Paradebeispiele.

Aber auch Innerasien, die innerkontinentale Randzone Hodgsons, hatte in seiner Geschichte eine solche Periode kulturtechnischer Verdichtung und Dynamik. Das war die alles in allem etwa drei Jahrhunderte dauernde Periode, die auf Tschingis-Chans Reichsgründung im frühen 13. Jahrhundert folgte.

Wir interpretieren aus west- und mitteleuropäischer Sicht den sogenannten „Mongolen-Sturm“ des 13. und 14. Jahrhunderts aus dem Innersten Asiens oft als den letzten großen Ansturm östlicher, vormoderner Barbarei auf das sich gerade zur Einzigartigkeit hin entwickelnde Europa. Diese Sicht gipfelt in der Vorstellung, insbesondere Russland sei Opfer der Mongolen für die Rettung des westlich davon gelegenen Teil Europas geworden – eine Vorstellung, die im Westen Europas immer wieder zu hören und in Russland selbst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders populär geworden ist.

Aber: Schon Marco Polo hat den Europäern in seinen Berichten den Großchan und Kaiser von China eindrücklich als den Herrn eines hochzivilisierten Reiches vorgeführt. Absolut unbarbarisch treten uns die Mongolen auch im Reisebericht des Mönches Rubruck entgegen, und bei genauer Überprüfung erscheint uns Vieles in wesentlich hellerem Licht: Das Mongolenreich war das erste wirkliche Ter-

ritorialreich in Eurasien, dessen errechenbare Dimensionen seinen Beherrschern ziemlich genau bekannt waren. Die Mobilität auf militärischem Gebiet übertraf alles bisher da Gewesene. Vor allem aber transformierte die Mongolenherrschaft den bisherigen Scharniercharakter der innerasiatischen Gebiete (Sie erinnern sich vielleicht noch an meinen Vergleich mit den Stationen entlang der Bahnlinie, an denen das Betriebspersonal gewechselt wird) zu einem Reich, in dem eben diesen Gebieten zentrale Kommunikationsfunktionen zukamen. Die mongolische Armee war hinsichtlich ihrer Einsatzfähigkeit, Flexibilität und Mobilität, ihrer für den Rest der Welt neuartigen Kommandostruktur und ihrer präzisen Verfügbarkeit für ihre Kommandanten eine in der Militärgeschichte der Welt bis dahin völlig neue Erscheinung. Die Beherrschung von Tschingis-Chans Reich, aber auch später die Führung der tschingisidischen Teilreiche, stellten ein Novum in der Geschichte der politischen Kultur, der Administration etc. dar. Die so genannte *Pax Tatarica* implizierte nicht nur, dass die als Beispiel und in Anekdoten oft genannte „Jungfrau mit einer Saumlast Goldes“ auf dem Kopf getrost durch das ganze Tatarenland habe ziehen können, ohne dass ihr irgend ein Leids angetan worden wäre. Unter Tschingis-Chans Nachfolgern treten der Mittlere und der Ferne Osten, Vorderasien und China endgültig und ohne jedwelche „Vermittlung“ durch Angehörige anderer Nachbarkulturen direkt miteinander in Kontakt. Endlich entstehen genaue Vorstellungen von Westlern bzw. Muslimen über die kulturelle Beschaffenheit der Chinesen im Osten.

Die Version, das Russische Reich der frühen Zaren als ein Opfer und nicht als einen Nutznießer der Mongolenherrschaft verständlich zu machen, ist gleichfalls bei Betrachtung der weiteren Ereignisgeschichte zurückzuweisen: Das Reich Ivan Groznyjs, des „Schrecklichen“, war eindeutig ein Nachfolgestaat der an der unteren Wolga behausten, mongolischen „Goldenen Horde“, von vormals tschingisidischen Teilchanaten aus türkisch-mongolischen Stämmen gebildet und von ihnen getragen. Das Russische Reich entstand erst mit den Mongolen und wuchs allmählich, aber stetig in die Ägiden der Goldenen Horde hinein, nicht etwa aus ihnen heraus!

Den schönsten Höhepunkt erreichte diese nach-tschingisidische Phase der Entwicklung in Eurasien das ganze 15. Jahrhundert hindurch, und zwar im östlichen Iran und in Transoxanien: Die vielleicht sublimste höfische Kultur, die die islamische Welt jemals gekannt haben mochte, entstand zu jener Zeit: die der so genannten Timuriden mit den Zentren Herat und Samarkand. Über die so genannten Groß-Moguln in Indien, aber genauso intensiv über die safavidischen Herrscher

Irans breiten sich ihre indirekten Auswirkungen noch bis in das 19. Jahrhundert in die östliche Islamische Welt aus. Über längere Zeit entstand auf diese Weise eine Kommunikationsbeschleunigung in Eurasien – genauer gesagt: zwischen Ostasien, Iran und dem islamischen Indien –, wie sie bis dahin in der Geschichte noch nicht wahrgenommen worden war.

Seit dem 17. Jahrhundert ist diese Kohärenz Eurasiens in seiner geometrischen Mitte wieder rückläufig. Spätestens das ist nun endgültig die Zeit, in der das Jahrtausende lange Anhängsel Eurasiens, Westeuropa, zu jener hegemonialen Position heranwuchs, die wir heute noch kennen und in deren Tradition auch die heutige Stärke Amerikas zu sehen ist. Aber auch heute noch finden wir zahlreiche Spuren dieser früheren innereurasatischen Austausch- und Transferprozesse, die in dieser riesigen kontinentalen Masse dereinst unsere Kulturen auf so unterschiedliche, aber dennoch kompatible Weise blühen lassen mochte. Ich meine nicht die kosmopolitischen und globalisierten Phänomene des „Zusammenrückens der Welt zu einem globalen Dorf“, die für unsere allerjüngste Epoche typisch ist. Diese Erscheinungen haben neue, bisher noch nicht da gewesene Strukturen zum Hintergrund. Aber auch die alten sind noch allenthalben wirksam, vielleicht sogar ohne dass wir uns dessen jederzeit inne werden.

So etwa beim Teetrinken: Heute noch sagen fast alle diejenigen europäischen Kulturländer zu dem einschlägigen Getränk Tee, die dieses während der vergangenen Jahrhunderte auf dem Seeweg, zum Teil in atemberaubenden *tea-rallies* von Futschau an der chinesischen Pazifikküste etwa nach London an der Themse, bezogen haben. Damals waren es die ostfriesischen Kapitäne der Briten, die sich – wie einst die muslimischen Oberschichtler des späten Mittelalters – nach eigenen Angaben ihr Teegesirr in China anfertigen ließen und mit diesen fernöstlichen Versatzstücken eine ausgeprägte provinzielle, norddeutsche Lokalkultur begründeten. *Tschai* oder ähnlich sagen wiederum alle diejenigen in Europa, die den Tee über den Landweg, also die Seidenstraßenkarawanen durch Zentralasien und Russland kennen gelernt haben. Die Österreicher und die Armenier bilden eine Ausnahme: Beide bezogen ihre Kenntnis vom Tee durch den Landweg, beide nennen das Getränk dennoch Tee und nicht Tschai. In Österreich ist es wohl die Loyalität zur deutschen Sprache; um den kulturgeschichtlichen Sachverhalt klarzustellen: In Österreich heißt bis heute das, was in Deutschland Schwarztee benannt wird, umgangssprachlich Russischer Tee. Woher die Armenier ihren *t'e* haben, ist nach wie vor schleierhaft. Eines darf dabei nicht vergessen werden: Beide Wörter sind

chinesischen Ursprungs, *cha* ist nord- und *te* südchinesisch. Beide Wörter werden in der chinesischen Zeichenschrift gleich geschrieben!

Die vielleicht exotischsten Nutznießer des ostasiatischen Tee-Exports sind bis heute die Marokkaner: Seit dem Beginn des vor allem englisch dominierten Tee-Transports über den Seeweg rund um Afrika wurde unfermentierter, grüner Tee aus China an die Maghrebküste gebracht – mit Pfefferminzessenz parfümiert und zum marokkanischen Nationalgetränk erhoben. Der Tee heißt bei ihnen trotzdem – arabischem Sprachgebrauch insgesamt folgend – *schai*, und von ihnen abgespickt sagen denn auch die Portugiesen an der westlichen Kante der Iberischen Halbinsel *cha*, genauso wie auch die fernen Japaner, die ihren Tee einst ebenfalls aus dem nordchinesischen Kulturbereich bezogen haben und ihn daher folgerichtig gleichfalls *cha* nennen.

Diese und die zuvor dargelegten Beispiele sind allesamt Bestandteile eurasiatischer Kultur- und Kontaktgeschichte, und als solche als konstitutiv für unser aller lokale, nationale und sonstige Traditionen zu erkennen. Kommen wir noch einmal zu dem vorhin ventilierten Fall des Tee-Transfers von Ost nach West zurück. Man erlaube mir eine subjektive Anmerkung: Ein Resultat der Globalisierungsprozesse unserer Zeit ist – um hier im Bilde zu bleiben – die weite Palette an Früchte- und Aromatees, die uns heute je nach dem als exotisch oder echt heimisch in einschlägiger, gesundheitsfördernder Manier entgegentreten. Angesichts der gloriosen eurasiatischen Teetradition verdienen diese Aufgüsse den Namen Tee nicht so ohne Weiteres, und die Franzosen nennen derlei mit gutem Grunde *tisane* statt *thé*, manchmal sogar *infusion*.

Ich habe davon abgesehen, hier die „großen“ Kulturverbindungen in den Mittelpunkt zu rücken. Unser Leben ist immer noch voll von Nachwirkungen eines langzeitlichen Prozesses von Kultur- und Wissenstransfer in Eurasien, der unser aller kulturellen Rahmen in den letzten beiden Jahrtausenden geprägt hat.

Lassen Sie mich noch einen Punkt zusammenfassen, so dass er eventuell künftiger Theoriebildung nützlich gemacht werden kann:

Zivilisatorische Transfer- und Übernahmeprozesse sind nicht einfach nach dem berühmten Kommunikationsmodell auf die Begriffe *sender*, *receiver* und *message* zu reduzieren. Empfänger sind in vielen Fällen Weitersender, der Ursprung der „Botschaft“ ist von den Beteiligten am konkreten Transferprozess oft gar nicht erkannt worden. Die Empfänger nehmen oft subjektiv nicht wahr, woher ihr Empfangenes ursprünglich herrührt. Die Ermittlung solcher Hintergründe macht es aber erst

möglich, komplexe Einbindungen in kulturgeschichtliche Großregionen zu erkennen und dadurch den eigenen kulturellen Standort angemessen einzuordnen. In den letzten Jahrzehnten ist bei der Debatte um die Identifikation des Eigenen und Fremden auf die jeweiligen Selbstwahrnehmungen der Beteiligten hingewiesen worden. Sollte es uns aber nicht gelingen, neben diese durch Empathie zu gewinnenden, emischen (von innen her gesehenen) Einsichten auch extern gewonnene, von jeweiligen Selbstfindern unabhängige Kriterien zu stellen, werden wir die Welt genau so wenig aus den Angeln heben wie einst Archimedes, dieweil er sich auf keinen festen Punkt beziehen konnte.

Bibliographische Hinweise

Abgedruckt wird hier der leicht überarbeitete Text eines öffentlichen Vortrags beim Dies Academicus der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 17.11.2000.

Der Beitrag wurde erstmals veröffentlicht in: Massimo Malvetti/Prosper Schroeder/Roland Simon-Schaefer (Hrsg.), *1^{ères} Rencontres de l'IST*, Luxembourg 2002, S. 103–134. Abdruck mit Genehmigung Editions promoculture.

Mein Beitrag fußt auf eigenen Veröffentlichungen der letzten Jahre, in denen die Quellen und die reiche Forschung nachgewiesen sind: Iranische Kochbücher und Kulturgeschichte, in: *Badische Zeitung*, Februar 1984 (column: Forschungen in Freiburg); Zur Erforschung der kulinarischen Kultur Irans, in: *Die Welt des Islams* 23–24 (1984), S. 320–360; „Åšpazi“, in: *Encyclopaedia Iranica*, vol. 2/fasc. 8, London-New York 1987, S. 788–790; Historische Wurzeln neuzeitlicher iranischer Identität: zur Geschichte des politischen Begriffs ‚Iran‘ im späten Mittelalter und in der Neuzeit, in: Maria Macuch/Christa Müller-Kessler/Bert G. Fragner (Hrsg.), *Studia Semitica necnon Iranica Rudolpho Macmuchi septuagenario ab amicis et discipulis dedicata*, Wiesbaden 1989, S. 79–100. Kurzfassung in Gherardo Gnoli/Antonio Panaino (Hrsg.), *Proceedings of the first European Conference of Iranian Studies, Part 2*, Rom 1990, S. 365–376; Aktuelle Fragen der historischen Erforschung der spätmittelalterlichen und neuzeitlichen islamischen Welt, in: *Deutsche Historie und die Geschichte der Ökumene* (Hrsg. Jochen Martin) = *Saeculum* 40/1989, fasc. 2, S. 161–165; Central Asian aspects of pre-modern Iranian history (14th to 19th century), in: *Central Asian Survey* 1993 (vol. 12, fasc. 4), S. 465–471; Brot, Hunger und Demokratie: Hamadan im Jahr 1906, in: *Spektrum Iran* 1994 (vol. 7, fasc. 2), S. 6–25; *From the Caucasus to the Roof of the World: a culinary adventure*, in: Sami Zubaida/Richard Tapper (Hrsg.), *Culinary Cultures of the Middle East, London/New York* 1994, S. 49–62; Social Reality and Culinary Fiction: the perspective of cookbooks from Iran and Central Asia, in: Sami Zubaida/Richard Tapper (Hrsg.), *Culinary Cultures of the Middle East, London/New York* 1994, S. 63–72; Iran under Ilkhanid rule in a world history perspective,

in: Denise Aigle (Hrsg.), *L'Iran face à la domination mongole (Bibliothèque irnienne 45)*, Teheran 1997, S. 123–131; The Concept of Regionalism in Historical Research on Central Asia and Iran (A Macro-Historical Interpretation), in: Devin Deweese (Hrsg.), *Studies on Central Asian History in Honor of Yuri Bregel, Bloomington/Indiana 2001*, S. 341–354; *Der Westen und die Weltgeschichte*, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 242 (Samstag/Sonntag 20./21. Oktober 2001), S. 17; *Von der Garküche zum Gourmettempel? Die Entstehung moderner Gastronomie in Iran*, in: *Edition Vincent Klink – Campus culinaire Nr. 1*, Stuttgart: Edition Vincent Klink 2004, S. 37–43.

Insbesondere verweise ich auf das seinerzeit bahnbrechende Buch von Andrew M. WATSON (Professor of Economic History at the University of Toronto), *Agricultural innovation in the early Islamic world – the diffusion of crops and farming techniques 700–1100*, Cambridge University Press 1983 und die unter dem Gesichtspunkt transdisziplinärer Forschung immer noch zu wenig gewürdigte Studie Sino-Iranica. *Chinese Contributions to the History of Civilization in Ancient Iran with Special Reference to the History of Cultivated Plants and Products*, Taipei 1967.

Über den Autor

Bert G. Fragner (*1941), Studium der Turkologie und Islamwissenschaft in Wien, 1977 Habilitation in Freiburg i.B., 1995 Professor für Iranistik an der Freien Universität Berlin, 1989 Professor für Iranistik an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Seit 2003 Direktor des Instituts für Iranistik an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien.

Bibliographische Angaben für diesen Aufsatz:

Bert G. FRAGNER, Kulturkontakt und Kulturtransfer entlang der Seidenstraße. Ein Langzeitphänomen der eurasischen Geschichte, in: *Geisteswissenschaften im Profil. Reden zum Dies Academicus*, hrsg. v. Godehard Ruppert (Schriften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 1), Bamberg 2008, S. 67–84.